

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 190. Bromberg, den 22. August 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

I.

Lyrischer Prolog.

Held eines Romans, Held einer Folge von Abenteuern — klingt das nicht wie törichter Nonsens? Wer glaubt an Romane im wirklichen Leben, wer glaubt daran, daß es noch Abenteuer gibt? Die Abenteuer, sagte man im achtzehnten Jahrhundert, sind vor zweihundert Jahren ausgestorben. Zur Zeit der Renaissance, da gab es Abenteuer!

Sie sprechen heute von Abenteuern, wiederholt man im neunzehnten Jahrhundert, ha, ha! Sie entschuldigen schon ... Die Abenteuer sind mit Napoleon ausgestorben, dem leibhaftigen Abenteuer in Fleisch und Blut. Zu Napoleons Zeit gab es Abenteuer. Aber jetzt! Nein wirklich, Sie müssen schon entschuldigen.

Herrn Allan Kraghs Zeit fiel in das zwanzigste Jahrhundert, das heißt jener Teil seines Lebens, den er wirklich so nennen konnte. Er war nämlich 1885 geboren; und wenn auch die ersten fünfzehn Jahre unseres Lebens später fast immer mit einem Seufzer zu den glücklichsten gerechnet werden, ist es zweifelhaft, ob sie während ihres Verlaufes auch in dieser Weise aufgefaßt werden. Höchst zweifelhaft. Ja, warum sollte man Haeckels berühmte These vom Leben des Individuums als Resumé des Lebens der Gattung nicht darauf anwenden können? Genau wie es für die meisten Menschen ein Glaubensartikel ist, daß alles Romantische sich zur Zeit Roms, zur Zeit der Renaissance, zur Zeit der Revolution zugetragen hat und auf jedem Fall, seit der eigene kleine Privatlebensbetrieb des Betreffenden begonnen hat, so ferne und tot ist, wie ein geologisches Zeitalter — genau in derselben Weise denkt man mit dreißig Jahren an die Zwanzig zurück (da war es noch eine Freude zu leben), mit Fünfzig an die Dreißig, und überhaupt die ganze Zeit, seit man lange Hosen oder Röcke zu tragen bekommen hat, an die unaussprechlich fröhliche, spannende, romantische Kindheit, die jetzt tot und begraben ist, und nie zu einem armen Teufel wiederkehrt, der in einem grauen, uninteressanten Alltagsleben verkümmern muß.

Und dabei sind die ganze Zeit die Abenteuer da, für den, der sie zu finden weiß. Sie sind überall da, wie Sonnenschein und Regen, aber im Gegensatz zu diesen mehr oder weniger ungleichmäßig verteilt auf Gerechte und Ungerechte. Es gibt Individuen, in deren Leben die Abenteuer sich geradezu häufen, ohne daß sie eigentlich etwas dafür können, und es gibt andere, die in die Grube fahren, ohne daß ihnen ein Abenteuer begegnet ist. Wer weiß? Vielleicht begegnet es ihnen dort!

Daß Allan Kragh Abenteuer erlebte, lag sowohl an ihm selbst wie an den Umständen, deren Verlauf wir in Kürze skizzieren wollen. Sein Dasein begann so uninteressant als nur möglich; denn was ist uninteressanter als ein junger Mann, dessen Leben im Alter von einundzwanzig Jahren schon Punkt für Punkt arrangiert vor ihm liegt, wie ein Konzertprogramm? Zuerst ein Einzugsmarsch: einige flotte Studienjahre; ein Walzer: eine bessere Verlobung; Stimmungsstück: die Ehe beginnt, und so weiter bis zum Schlußmarsch hinter dem Sarg. So sah es aus, als sollte Allan Kraghs Leben sich gestalten, und dann kam von dem ursprünglichen Programm eigentlich nur der Einzugsmarsch zur Ausführung.

Jetzt fragt wohl der Leser: Wie konnte Herrn Allan Kraghs Leben schon im Alter von einundzwanzig Jahren so wohlgeordnet aussehen? Es steht in der Regel, Gott sei's geklagt, um die jungen Männer nicht so gut. Sollte Herr Kragh vermögend gewesen sein? Auf diese Frage beeilen wir uns wahrheitsgetreu zu antworten: Herr Allan Kragh war vermögend. Und er war sogar mit einundzwanzig Jahren Herr über sein Vermögen, da seine Eltern tot waren. Und in diesem Alter finden wir ihn an der Universität, ohne beschützende Verwandte, als Herr über fünfzigtausend Kronen und im übrigen als einen etwas trägen, gutmütigen, ziemlich begabten, hübsch gewachsenen schwedischen Jungen; außerdem (oder folglich) so wie König Erik XIV., leichtsinnig und mit einer Umgebung von nicht gerade trefflichen Ratgebern.

Herrn Allan Kraghs Studien interessieren uns nicht im besonderen Grade. Schon zur Zeit Mäcenas' gab es solche, die Freude daran hatten, den olympischen Staub der Rennbahn mit dem Rade aufzuwirbeln; andere wiederum, die größeres Interesse daran fanden, in wechselndem Metrum den von Königen herstammenden Mäcenas zu preisen. Allan Kragh zeigte sich bald von der erstgenannten dieser beiden Tätigkeiten gefesselt; er wirbelte recht viel Staub auf seiner akademischen Rennbahn auf, während Personen seiner Umgebung, ohne seine Genealogie von so hohem Ursprung wie die Mäcenas' abzuleiten, ihn doch als geeigneten Gegenstand für Huldigungsoden erkannten und ihn ihren Schutz und Schirm nannten.

Was sagt doch der Dichter von einem achtjährigen rauschenden Gelage? Allan Kragh brachte es nicht weiter als bis zu sechs Jahren an der Universität; aber daß diese von rauschenden Festen erfüllt waren, hatte nur ein sehr weitgehender Jünger Zenos bezweifeln können. Jedenfalls nicht die Kellner der Universitätsstadt oder ihrer Umgebung, auch nicht die Kellermeister, auch nicht die Schneider. Und schon gar nicht die Bank, wo seine Fünfzigtausend standen und sich nicht nur hartnäckig weigerten, sich zu verzinsen, sondern vielmehr eine unheimliche Tendenz zeigten, zum Kassagitter hinauszurutschen.

Schon in seinen ersten Studienjahren lernte er Hermann Bergius kennen, der der Feldmarschall bei den Feldzügen von Allans sechsjähriger Glanzzeit wurde. Hermann Bergius war ein spätgeborener Sprößling der großen Freibeuterführer; die verweichlichten Zeiten hinderten ihn, gleich diesen mit dem Schwert zu kämpfen und sich zu bereichern; er stritt deshalb mit der Zunge. Jahr um Jahr war vergangen, eine Generation war der anderen an der Universität gefolgt, der ungestüme Strom der Zeit war vorbeigebraust, und jede neue Generation fand Hermann Bergius da, wo er, wenn nicht tausend, so doch fünfzehn runde Jahre gestanden hatte, den Blick, zwar nicht in den trüben Strom der Zeit, so doch in den des Punsches versenkt. Wie gewisse griechische Philosophen vor Sokrates teilte er den Weg in eine unendliche Anzahl kleiner Teilchen; und so wie jene auf diese Art nachwiesen, daß Achilles die Schildkröte nicht einholen konnte, bewies Hermann Bergius auf seine Weise, daß die Zeit ihn nie zu erreichen vermochte. Seine Bildung war umfassend, sein Humor ungewöhnlich, sein Appetit unermeßlich, sein Durst noch größer, seine Fähigkeit, Strapazen und Ausschweifungen gleich gut zu ertragen, des Größten aller Römer würdig.

In seiner Armee spielte Allan Kragh hauptsächlich die Rolle des Quartiermeisters; er bezahlte die Tagesrationen aus, sorgte für die Verpflegung und das Nachtlager der Truppen und hatte nach der Regel des siebzehnten Jahrhunderts vor allem dafür einzustehen, daß sie, wenn schon nichts anderes, so doch jeden Tag einen tüchtigen Trunk erhielten. Dank dem freundschaftlichen Fuße, auf dem er mit den Banken stand, war dies ein zwar schwieriger, aber doch zu bewältigender Posten. Seine Belohnung war die Freundschaft des großen Feldmarschalls und verschiedentliche Erwähnungen in den Tagesrapporten.

Es würde zu weit führen, alle Helden der Armee der großen Zeit aufzuzählen. Da war John Peter S., Hermann Bergius' nächster Mann und Adjutant. Da war eine unzählige Schar Kombattanten und Nichtkombattanten, Freibeuter aus allen Teilen des Reiches, Söldner für längere oder kürzere Zeit. Da war O. B., ein alter Spartaner, wie Bergius sagte, der sich auch in gebettete Betten nur mit den Kleidern legte. Da war der Amanuensis, unabsetzbarer Amanuensis in den Kaffeehäusern, aber von der Institution in dieser Eigenschaft längst verabschiedet. Sein Wahlspruch war: „Kreuzdonnerwetter, was ein alter Feldwebel ist, der kann immer noch eins vertragen." Abgesehen vom Amanuensis war er nämlich auch Feldwebel, und zwar mit ebenso großem Recht, ganz wie der König von Dänemark in seinen Kundgebungen noch immer über Dithmarschen, Lauenburg, Verden und weiß Gott was regiert. Da war Aistjerna, der eine kurze Gastrolle gab, bevor ihn seine hochadelige Familie noch rasch rettete, und dessen berühmtester Ausspruch fiel, als er Hermann Bergius über seine schon längere Zeit andauernde Obdachlosigkeit trösten wollte: „Ja, lieber Hermann, auch ich — äh — habe die Schrecken des Bohemelebens kennengelernt — es hat Nächte gegeben, — äh — wo ich mich nicht nach Hause traute, sondern — äh — tatsächlich im Bristol übernachten mußte." Berühmt waren auch seine Reflexionen über die Spatzen: „So ein Spatz — äh — das ist wohl so 'ne Art Müller oder Schulze in der Vogelwelt." — Eine kurze, vielversprechende Laufbahn, so lautete Hermann Bergius' Grabschrift für ihn, als die hochadeligen Verwandten ihr Rettungswerk vollendet hatten. — Da war noch der berühmte Baron vom Altmarkt, der Schrecken errötender Jungfrauen und die Sorge weinender Mütter, ein Casanova, fehl an Zeit und Ort — ja es war ein buntes Gefolge, und es waren bunte Erlebnisse, die Allan in ihrer Gesellschaft hatte. Natürlich immer in einem engen geographischen Kreis: Von Langfahrten war eigentlich nur die große Expedition nach Berlin zu verzeichnen, hauptsächlich denkwürdig durch den von Allan meisterlich geleiteten Rückzug: Fast ohne Geld, bedroht von der Meuterei der erregten Truppen und zu beständigen Hinterhutgefechten mit der rachedurstigen Bevölkerung genötigt, hatte er eine nichts weniger als leichte Aufgabe. Endlich stand man tiefbewegt wieder auf schwedischem Grund und Boden, wo Allan bei der großen Festmahlzeit vom Feldmarschall mit einer Umarmung vor den Truppen ausgezeichnet wurde, worauf man telegraphischen Rapport über den Rückzug an Seine Majestät den König absandte, an das deutsche Departement des Äußern und den Sultan von Marokko, dem es augenblicklich auch dreckig ging.

Sechs Jahre von goldenen Sekunden waren auf diese Weise verronnen, da kam ein schöner Tag, der Allans großer Zeit ein katastrophales Ende bereitete. Und die direkte Ursache war so unbedeutend, daß sie auf den ersten Blick lächerlich erscheinen kann. Es begab sich, daß Allan am ersten Tage des Wintersemesters des siebenten Jahres an einen Ort kam, den er schon sehr lange nicht gesehen hatte — die Universität. Die Vorlesungen in den Sälen sollten eben beginnen. Der Gedanke, eine davon zu besuchen, berührte Allan höchst humoristisch und barock — eine gute Geschichte für den Freundeskreis. Es waren gut drei Jahre her, seit er zuletzt da oben gewesen war. Er ging in den ersten besten Hörsaal, ohne auch nur nachzusehen, was in seinen Mauern verkündet wurde. Er nahm Platz; der Vortragende kam und begann. Es erwies sich, daß Allan zu dem englischen Lektor der Universität geraten war.

Als Allan das merkte, gab es ihm einen Ruck. Gerade die Vorlesungen der fremden Lektoren hatte er während seiner ersten Jahre an der Universität tatsächlich besucht . . . Er besaß Sprachentalent und hatte sich in den ersten Jahren das Deutsche und Englische in anerkennenswerter Weise angeeignet. Erinnerungen erwachten in ihm. Der jetzige Lektor war ein athletisch gebauter junger Mann mit klaren, kühnen Augen. Er hielt einen einleitenden Vortrag über die englische Kolonialliteratur; er war selbst rings um die halbe Erde gewesen und verflocht in seinen Vortrag persönliche Erinnerungen und Beobachtungen. Allan merkte, daß er noch genügend Englisch konnte, um ihn vollständig zu verstehen; er war, wie gesagt, nicht auf den Kopf gefallen. Er hörte zu, er fühlte sich interessiert, ja mehr als das, gefesselt von den Schilderungen der Länder dort draußen, und plötzlich spürte er, wie ihm eine heiße Röte ins Gesicht stieg. Was war das eigentlich für ein Leben, das er und die anderen hier führten! Was war das doch für ein Provinz-Sybaris! Wie konnte man nur Jahr für Jahr in diesem engen Kreis totschlagen? Wie konnte man! . . . Jahr für Jahr . . . Jahr für Jahr . . . Was dachte er sich eigentlich, was wollte er? War es denn überhaupt amüsant? . . . Was er und die anderen da trieben, waren ja doch Kindereien, ohne Spannung, ohne Interesse.

Schließlich war die Vorlesung zu Ende, und das Publikum strömte heraus. Allan blieb als letzter zurück und ging, von Gedanken erfüllt, die wie Blasen in ihm aufstiegen, aber zerstoben, bevor sie sich noch ganz geklärt hatten. Gleich vor der Universität stieß er mit der ganzen Armee zusammen und wurde mit Jubelrufen begrüßt. Es gab ein Mittagessen im Park; es gab Kaffee und Punsch. Der Abend verging, und das große Hauptquartier der großen Armee begann die Pläne für den Feldzug des kommenden Jahres zu entwerfen. Es war das erstemal, daß man sich nach den Sommerferien traf. Die kommende Jahreskampagne sollte alle vorhergegangenen der Kriegsgeschichte schlagen; man erörterte ihre Einzelheiten unter mehr oder weniger formeller Befragung des Quartiermeisters, der stumm und grübelnd vor seinem Whiskyglas saß, die Ohren erfüllt von dem Geplauder der Kampfgenossen, den Kopf voll von einem Gefühl, das neu schien, alt war und sehr rasch allmächtig wurde: Jetzt ist Schluß! Schluß für immer. Das war die letzte Revue der Truppen; Fontainebleau; Abschied ohne Tränen, Umarmungen oder Überreichung des Degens; und dann fort, sei es auch nach Elba oder Sankt Helena!

Mit anderen Worten: Eine Pflanze, deren Keim schon lange in Allans Herz gelegen war, hatte an diesem Tage endlich die Hülse gesprengt, die Wurzeln ausgebreitet und war zum vollen Tageslicht hinausgedrungen. Das einzige Verwundernswerte war, daß dies nicht schon längst geschehen war.

Sein ganzes Leben lang hatte Allan eigentlich den Zug hinaus gehabt, den Zug zum Fernen, Neuen, Unbekannten. Vielleicht war es Hermann Bergius gerade dadurch, daß er diese Saite berührte, gelungen, ihn zum Quartiermeister des sechsjährigen Krieges zu machen. An diesem Abend merkte er, wie es ihm vorkam, plötzlich, mit einem Male, wie unbefriedigt ihn alle Eskapaden dieser sechs Jahre eigentlich gelassen hatten. Kinderstreiche . . . ohne Beden-

tung . . . ohne Spannung . . . Er dachte all der Morgen, an denen er durch irgendeine dämmergraue Straße einer fremden Stadt, in die der Zufall und Bergius ihn verschlagen hatten, heimwärts gewandert war, und der Lust, die er auf diesen einsamen Morgenwanderungen verspürt, von den anderen zu desertieren und von dem ganzen großen Frühschoppen am nächsten Tage, der der Clou dieser Eskapaden war. Jedesmal war dieser Impuls von irgendeinem anderen verdrängt worden. Jetzt begriff er, was dies eigentlich bedeutet hatte. Er durchforschte sein Gedächtnis und verstand auch andere kleine, fast kindische Züge an sich selbst, seine Lust (zu Bergins' großem Verdruß), mit exotischen Gestalten anzubändeln, die man zufällig in Schenken und auf Dampfern traf; sein Versinken in trockene, dicke, ausländische Fahrpläne, Hendschel und Bradshaw, die er in den Vestibüls der Hotels fand; seine Manie für die großen ausländischen Zeitungsdrachen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Kakteen, die große Mode.

In diesen Tagen fanden in Halle a. S. eine Kakteenschau und die Hauptversammlung der Deutschen Kakteengesellschaft statt, deren wachsende Mitgliederzahl von der Beliebtheit zeugt, der sich die seltsam gestalteten, stachelbewehrten exotischen Gewächse, deren fremdartige Blüten an Schönheit nicht selten mit denen der Orchideen wetteifern, bei uns erfreuen.

Man treibt mit den Kakteen heute geradezu einen Kult und züchtet sie mit einer wahren Leidenschaft, die es erklärlich macht, daß wir eine ganze Literatur populärer und wissenschaftlicher Bücher über die Zucht und Pflege der fremdländischen Gäste haben, und daß eine eigene „Monatsschrift für Kakteenkunde" der Belehrung und Unterhaltung der zahlreichen Interessenten dient. Neben Holland war es Deutschland, wo sich nach dem Kriege die Liebe für die skurrilen Gewächse, die mit den gewöhnlichen Zimmerpflanzen so gar nichts Gemeinsames haben, zu einer Leidenschaft steigerte, die besondere gärtnerische Anlagen zur Verbreitung aller Arten Kakteen wie Pilze aus der Erde schießen ließ. Von hier aus fand die Kakteenmode ihren Weg nach Österreich und der Schweiz, während Holland der Ausgangspunkt des Siegeszuges der Kakteen nach Frankreich und Belgien wurde. Schließlich hat man sich mit den abnormen Formen, die die Natur hier in so verschwenderischer Fülle geschaffen hat, nicht begnügt, sondern sich angelegen sein lassen, durch das Mittel des Pfropfens die Natur noch zu übertrumpfen. Die neuen Spielarten, die die gärtnerische Kunst dabei erzielte, haben nur dazu beigetragen, das Interesse für die Pflanze zu steigern, die so gut wie keiner Pflege bedarf und ihre Lebensfähigkeit auch unter den ungünstigsten Verhältnissen so unverwüstlich behauptet, daß diese immer heimischer werdenden Exoten bei uns Familienerbstücke geworden sind, die noch die Urenkel zu überdauern vermögen.

Hatte man in den grotesk gestalteten Pflanzen zunächst nur die Kinder einer Laune der zu Scherz aufgelegten Mutter Natur zu sehen vermeint, so machte dieses flüchtige Übersehen der interessanten Abweichung im Bau der Vegetationsorgane vor allen anderen Pflanzen bald der wissenschaftlichen Forschung der Botaniker Platz, die in der an geometrische Figuren gemahnenden Formenbildung der Kakteen ein wahres Schulbeispiel für die Anpassungsfähigkeit des Pflanzenorganismus an Außenwelt und Klima vor Augen hatten. Die Pflanzenfamilie der Gruppe der Dikotyledonen, der neben den eigentlichen Kakteen die artverwandten Agaven und Opuntien angehören, zählt, die mannigfachen Nebenformen ungerechnet, an die tausend Arten, zu denen fortgesetzt neue treten. Alle sind in Amerika heimisch. Die stärksten und mächtigsten Arten sind aber auf den baumlosen steinigen Hochebenen Mexikos zu Hause, wo sie sich gegen den dörrenden Sandsturm und die Glut der Wüste auch dort noch zu behaupten wissen, wo alle anderen Pflanzen unweigerlich zugrunde gehen. Hier zeigt sich auch ihre Widerstandskraft am augenscheinlichsten. Ist es wirklich einmal dem Sturm gelungen, einen an exponierter Stelle Wind und Wetter trotzenden Kaktus zu fällen, so schlägt der Stamm an dem Ort, wo er die Erde berührt, sofort wieder Wurzeln, aus denen eine neue Pflanze erwächst. Mit dieser schier unglaublichen Lebenskraft hat die Natur den auf verlorenen Posten hart um seine Existenz kämpfenden Kaktus zu Schutz und Trutz mit einem Stachelpanzer ausgerüstet, der die Studienreisenden der Forscher in der Mexikanischen Wüste nicht eben zu einem harmlosen Spaziergang macht, denn jeder Schritt bringt den Wanderer in Gefahr, unliebsame Bekanntschaft mit den spitzen Stacheln zu machen, die so scharf und so solide befestigt sind, daß sie selbst das Leder der Stiefel zu durchstechen vermögen. Ohne diesen Wehrpanzer würde sich aber die Pflanze überhaupt nicht erhalten können. Der mechanische Schutz des Stachelpanzers ist dem Gewächs umso notwendiger, als sein saftiges Zellengewebe in den pflanzen- und wasserarmen Einöden den hungrigen und durstigen Tieren des Landes mit der willkommenen Nahrung einen erfrischenden Trunk bietet, da das Gewebe gleichzeitig als Reservoir des in der Regenzeit aufgespeicherten Wassers dient.

So sieht man in der Mexikanischen Wüste oft Schafe und Rinder sich an Kakteenstämmen und Agavenblättern laben, wohlverstanden aber erst, nachdem der Hirt mit dem Messer die gefährlichen Stacheln entfernt hat, die bestimmt sind, die Pflanze, die bei ihrem langsamen Wachstum die verloren gegangenen Teile nur langsam und schwer ersetzen kann, gegen die Angriffe pflanzenfressender Tiere zu schützen.

Der willkommene Nahrungs- und Wasservorrat, den die saftreichen Gewebe dem Tierzüchter in der Zeit der Not bieten, ist aber durchaus nicht der einzige Vorteil, der die Kakteen auszeichnet. Trotz ihrem abweisenden Äußeren sind die Kakteen die treuen Freunde der Indios, denen sie, wie die Dattelpalme den Bewohnern der Sahara oder die Kokospalme den Südseeinsulanern, alles liefern, was sie überhaupt zum Leben brauchen. Die Fasern der Sisalagave geben beispielsweise den Mexikanern das Material, aus dem sie Matten und Teppiche weben, und dessen Überfluß sie den Amerikanern verkaufen, die ihrerseits das Material zu Säcken und Stricken verarbeiten. Wichtig ist daneben besonders der auch bei uns gezüchtete Nopal, dessen Blattscheiben ein wohlschmeckendes Gemüse ergeben. Der Wichtigkeit für den Haushalt der Indios hat es der Nopal auch zu danken, daß er im Wappen Mexikos figuriert, wo auf ihm der Adler mit der Schlange im Schnabel balanciert. Wichtig sind auch einige Opuntiaarten als Nährpflanzen der Scharlachlaus, die in der Cochenillefärberei Verwendung findet, wenn diese auch durch die Teerfarben in neuerer Zeit in den Hintergrund getreten ist. Eine Opuntienart ist ferner der Stammvater der namentlich im südlichen Italien weit verbreiteten Feigenkaktus, der zu lebenden Zäunen Verwendung findet und die fälschlich als indische Feigen bezeichneten Früchte liefert. Minder harmlos ist der Peyote zubenannte Kaktus, dessen Saft zu den stärksten aller bekannten Stimulantien zählt und ein Rauschgift darstellt, das jedes Gefühl für Hunger und Kälte ausschaltet und dabei ein Liebeselixier von unfehlbarer Wirkung ist. Die geheimnisvollen Kräfte, die man dem Peyotekaktus zuschreibt, haben es mit sich gebracht, daß viele Eingeborenenstämme Mexikos der seltsamen Pflanze göttliche Ehren erweisen.

Alle die nützlichen Eigenschaften der einzelnen Kakteen vereint aber die über Riesengebiete des mexikanischen Hochlands verbreitete Maguey-Agave. Aus ihr gewinnt man Zucker, destilliert man Branntwein, sie liefert Material für die Papier- und Essigfabrikation, ihre Fasern dienen zu Flechtarbeiten, und ihre harten Blätter benutzt der Indio als Schindeln zum Decken seiner Hütte.

Unsere Kaktuszüchter lassen sich durch die Tatsache, daß die Pflanze in der tropischen Wüste zu Hause ist, nur zu leicht zu dem Glauben verleiten, daß der Kaktus auch bei uns hoher Wärmetemperaturen bedarf. Das ist ein Irrtum, der dem weiten Verbreitungsgebiet der Pflanze und ihrer Wetterfestigkeit nicht Rechnung trägt. Es genügt durchaus, wenn man dem Kaktus, der im Sommer am besten im Freien gedeiht, im Winter einen recht hellen Stand am Fenster gibt und sich möglich wenig um ihn kümmert. Pralle Mittagssonne ist geradezu schädlich, denn

die Kakteen ruhen ja im Winter, wollen also wenig Wasser, wenig Feuchtigkeit und vor allem keinen Dünger. Ist dann im Frühjahr die Zeit für die Blüte gekommen, was man an den in der Nähe der Stacheln erscheinenden weißen Puscheln erkennt, so gibt man gut gewärmtes Gießwasser, unterläßt aber das Spritzen. Die Blüten erschließen sich vom Juni bis Ende Juli zumeist in der Nacht, verwelken aber schon nach wenigen Stunden. Alle Zuchtversuche, Kakteen zum Dauerblühen zu bringen, sind bisher erfolglos geblieben.

Die Seherin von Prevorst.

Das Schicksal einer rätselhaften Frau.

Von Albert Bloeß.

Am 5. August 1829 — vor hundert Jahren — starb Friederike Hauffe, eine der merkwürdigsten Somnambulen der neuen Zeit. Sie wurde 1801 als Tochter eines Försters in dem württembergischen Dorfe Prevorst geboren und ihr Mädchenname lautete auf Friederike Wanner. Schon aus ihren Kinderjahren sind viele Fälle von Ahnungen, Gedankenlesen und zweitem Gesicht bekannt. Justinus Kerner, der sie unter dem Titel: „Die Seherin von Prevorst" in die Literaturgeschichte einführte und gleichzeitig in ihren letzten Lebensjahren ihr Arzt war, sagt, daß bei ihr der Somnambulismus fast permanente Anlage gewesen sei, ja, daß sie das Wachsein im gebräuchlichen Sinne des Wortes kaum kannte. Der alte Großvater Schmidgal entdeckte zuerst die somnambulen Anlagen der immer kränkelnden jungen Enkelin. Plötzlich, in Kirchen, unter denen sich Grüfte befanden, stellten sich bei Friederike Frieren und Zittern ein, auch war sie unter keinen Umständen dazu zu bringen ,manche Räume zu betreten, trotzdem diese für alle anderen nichts Unheimliches besaßen.

Ihrem Großvater vertraute sie auch zum ersten Male das Erschauen einer seltsamen Erscheinung an, was er ihr mit allen Kräften auszureden suchte. Durch äußere Umstände wie Sorgen, Krankheiten der Eltern, die ihr lange Nachtwachen auferlegten, wurden diese Anlagen bedeutend verstärkt, um dann durch den Verlust eines treuen Beraters, des Stiftspredigers zu Oberstenfeld, ihr vollkommen bewußt und als ihr Schicksal empfunden zu werden. In ihrem 19. Jahre vermählte sie sich auf Wunsch der Eltern, die sich vermutlich Hoffnungen hingaben, daß durch eine Ehe ihre Wesensveranlagung geändert würde, mit einem gewissen Hauffe. Diese Hoffnungen erwiesen sich als trügerisch. Ja, man kann wohl behaupten, daß eine Anpassung an die den normalen Menschen natürlich erscheinenden Bedingungen ihren Zustand nur verschlimmert hatten. So auch die schwere Geburt des ersten ihrer beiden Kinder, die künstlich herbeigeführt werden mußte und ihr fast das Leben kostete.

Ihr Gefühlsleben war ein krankhaft gesteigertes, ja, sie war so empfindlich, daß man jeden Nagel aus der Wand entfernen mußte, weil sie ihn schmerzhaft empfand. Als man sie einmal vermißte, fand man sie nach langem Suchen auf dem Boden des Hauses auf einem Sandhaufen sitzend, von dem sie sich nicht mehr erheben konnte, da sie ganz steif geworden war. Denn Sand wirkte erstarrend auf sie. Dasselbe geschah, wenn sie sich auf eine Sandsteinbank setzte. Justinus Kerner machte später viele Versuche in dieser Richtung mit ihr, und sie selbst ließ sich immer durch Glas oder ein Stückchen Bergkristall, das man ihr kurze Zeit auf die Herzgrube legte, aus ihren somnambulen Zuständen wecken. Juwelen, die man ihr in die linke Hand legte und welche sie als empfindender bezeichnete als die rechte, unterschied sie, ohne sie angesehen zu haben, an ihren Ausstrahlungen. Ausgebrannte Stoffe, wie Lava, Bimsstein, hatten auf sie keine Einwirkungen, dagegen äußerte sie über den carrarischen Marmor, „er gehe ihr durch alles, sie könne ihn nicht leiden, weil sie sich in seiner Nähe immer bewegen müsse".

Wie die Reaktionen an einer Wünschelrute waren alle diese Vorgänge an ihr zu beobachten. Ihr Körper hatte die merkwürdige Eigenschaft, im Wasser nicht unterzugehen. Soviel man ihn auch beim Baden unterzutauchen versuchte, er zipfelte immer wieder nach oben. Zur Zeit der Hexenprozesse wäre sie auf dieses Symptom hin wahrscheinlich als Hexe verbrannt worden. Justinus Kerner sagt einmal von ihr: „Sie war ein im Augenblicke des Sterbens, durch irgend eine Fixierung, zwischen Sterben und Leben zurückgehaltener Mensch, der schon mehr in die Welt, die nun vor ihm, als in die, die hinter ihm liegt, zu sehen fähig ist."

Es wird von ihr weiter berichtet, daß sie oft furchtbar unter den Heimsuchungen des zweiten Gesichtes, ja selbst Geistererscheinungen litt, die sich auch ungläubigen Anwesenden durch polternde Geräusche, für die kein Grund gefunden werden konnte, durch Klopfen, Gefühl der Bangigkeit, bemerkbar machten. Nur ungern sprach sie darüber, aber manchmal äußerte sie, daß sie sich zuweilen doppelt sähe. Sie sagte davon: „Es kommt mir oft vor, als sei ich außer mir, ich schwebe dann über meinem Körper, es ist mir dies aber kein unbehagliches Gefühl."

Natürlich gab es viele Kranke, die einen Rat zu ihrer Heilung bei ihr suchten. Verordnete sich Frau Hauffe doch auch selbst in ihrem magnetischen Schlafe Heilmittel, die man für sie anwenden sollte, um ihr das Leben erträglicher zu machen. Näherte sich ihr ein Kranker, so empfand sie sofort an ihrem Körper, die schmerzhafte Stelle, wo jener litt. Vielen half sie, aber viele mußten abgewiesen werden, da ihre eigene körperliche Schwäche immer mehr und mehr zunahm. Die so Abgewiesenen rächten sich dann, indem sie sie als Schwindlerin hinstellten. So machte sie sich viele Feinde. Auch gab es Menschen, die ihre Nähe nicht ertrugen, die behaupteten, daß sie an ihnen zehre, durch sie schwach und hinfällig wurden. Das alles trug dazu bei, das Rätsel dieser Frau zu verstärken.

Einer ihrer bekanntesten und sie berühmt machenden Heilerfolge war der Fall der Gräfin von Meldeghem, die an schweren psychischen Störungen litt, die sie dem Wahnsinn nahe brachten und die durch Frau Hauffes Einfluß vollständig gesund wurde. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie ganz in der Nähe ihres Arztes Justinus Kerner. Sie selbst sagt, daß diese Jahre zu den immerhin glücklichsten ihres Lebens zählten. Sie entwarf mystische Berechnungen über die Konstellation allen Lebens, sie hatte eine eigene Sprache, um die innersten Dinge auszudrücken, und sie konstruierte nach einem Traumbild eine Maschine, die sie den „Nervenstimmer" nannte und die sie häufig am Tage vor dem Einsetzen ihrer Krämpfe gebrauchte und die ihr Linderung verschaffte.

Ihren eigenen Tod sagte sie weit voraus. Manchmal äußerte sie: „Es ist hart, zu wissen, wann man stirbt." Als der Tod dann, lange erwartet, an sie herantrat, verließ sie diese Welt mit einem lauten Freudenschrei.



Bunte Chronik



* **Das teuerste Komma der Welt.** Mit den Kommas ist das so eine Sache. So man sie hinsetzt, geben sie einen anderen Sinn. Man kennt das berühmte Spiel mit dem Satz: „Der Lehrer sagt, der Schüler ist ein Esel." Stellt man das Komma um, heißt es: „Der Lehrer, sagt der Schüler, ist ein Esel." Und schon ist der Sinn ein anderer. noch viel schlimmer erging es einem Beamten im Weißen Hause zu Washington, der um die Jahrhundertwende ein Gesetz abzuschreiben hatte, in dem angegeben wurde, daß alle ausländischen Frucht-Pflanzen (all foreign fruit-plants") zollfrei eingeführt werden dürften. Der Beamte setzte zwischen die beiden Worte fruit und plants keinen Bindestrich, sondern ein Komma, wodurch der Wortlaut umgedreht wurde, denn nun waren alle ausländischen Früchte, Pflanzen usw. zollfrei. Da nach den Bestimmungen jeder Fehler dieser Art erst nach Jahresfrist aufgehoben werden darf, entstand dem amerikanischen Staat innerhalb eines Jahres ein Verlust von 3,5 Millionen Dollar. Das war das teuerste Komma der Welt!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.